

Cecilia Bornäs

dot:  
books

# ICH, JANE

Roman

## Kapitel 3

# DER HAUSHALT

Die grünen Feterifliegen mögen am liebsten Marmelade. Jedes zweite Glas, das ich koche, geht an diese schimmernden Monster. Mit ihren langen, schmalen Schnäbeln saugen sie sich bis auf den Boden und dann fliegen sie davon, schwer von der Süße. Ich weiß nicht, wohin sie verschwinden. Ich weiß nur, dass sie wiederkommen werden.

Die knöchrigen Sibaspinnen ziehen den eingelegten Fisch vor. Langsam, aber hartnäckig kauen sie die weichen Stücke in sich hinein und lassen sich durch nichts stören. Offenbar ist das Futter so lecker, dass sie es für wert halten, ihr Leben dafür hinzugeben. Wenn sie aufgegessen haben, pflegen sie in der fettigen Lake zu ertrinken, so dass mein Eingelegtes plötzlich einen anderen Inhalt hat.

Aber mein Pudding taugt offenkundig nur zur Kindernahrung. Keiner scheint ihn zu mögen, außer dem kleinen Kontolskäfer, der ihn, sowie er einen Moment lang unbeobachtet dasteht, sofort mit weichen grauweißen Eiern füllt. Der Kontolskäfer selbst frisst nichts. Wenn er seine endgültige Form erreicht hat, fastet er so lange, bis er stirbt.

Ich weiß von jedem Insekt, was es gern frisst. Meine Speisekammer hat mich zur Spezialistin gemacht. Die Regalbretter, die ich selbst geschliffen und gescheuert habe, sind zum sicheren Treffpunkt der Insekten geworden. Hier gibt es genug fertig zubereitetes Essen, so dass keiner Angst haben muss, selbst von irgendeinem blutrünstigen Cousin verschlungen zu werden. Es ist lange her, dass ich die Gewohnheit hatte, die trägen Insekten zu töten.

In Baltimore konnte man mit seiner Furcht verschwenderisch umgehen. Als ich dort lebte, erlaubte ich mir, mich sogar von harmlosen Insekten in Erschrecken versetzen zu lassen. Ich erinnere mich noch, wie es sich anfühlte, ein Spinnennetz ins Gesicht zu bekommen und bei dem Gedanken, dass die Spinne gerade dabei sein könnte, sich in meinem Haar zu verkriechen, ganz starr vor Schreck zu werden. Wie viele Spinnen habe ich schon im Haar gehabt, seit ich in den Dschungel gekommen bin? Tausend? Zehntausend? Da ich immer noch lebe, weiß ich nur, dass ich es bisher geschafft habe, die allergefährlichsten davon abzuhalten.

Aber ich kann natürlich nicht so tun, als ließe mich das vollkommen kalt. Es fällt mir schwer zu begreifen, warum Insekten so viele Beine brauchen, wenn sie doch so kleine Körper haben. Ich kann auch nicht verstehen, dass Gott so vernarrt in ihre Erscheinung ist, dass er sie in so großer Anzahl erschaffen hat. Und am allerwenigsten verstehe ich, warum sie unbedingt nachts zu mir ins Bett kommen müssen. Den einzigen Bettkameraden, den ich mir wünsche, ist Jean.

Es war niemals geplant, dass ich ein Gasthaus eröffnen sollte. Ich wollte einfach nur eine Speisekammer einrichten, wie wir sie zu Hause in Baltimore hatten. Da konnte ich stundenlang sitzen und Leckereien probieren, während Nanny im Garten nach mir suchte. Es war kühl und außer nach den Lebensmitteln roch es nach Essig und Rosenseife. Ein kleines Fenster ließ gerade so viel Licht hinein, dass man sich zwischen den Regalen zurecht fand. Sie waren tief und ausreichend gefüllt und außen an der Kante waren sie mit kunstvoll ausgeschnittenen Papierborten verziert, die mich von Prinzessinnen träumen ließen. Manchmal öffnete die Köchin die Tür, und dann versteckte ich mich in einer Ecke. Ich kann mich nicht daran erinnern, je entdeckt worden zu sein.

In meiner Einfalt glaubte ich, einen ebenso verzauberten Raum im Dschungel einrichten zu können. Ich meinte, die wenigen Gläser, die ich aus der Zivilisation mitgebracht hatte, würden meine Marmeladen und mein Eingelegtes schützen. Aber für die Insekten gibt es so etwas wie Undurchdringlichkeit nicht. Sie kommen überall durch und lassen niemals etwas nur halb gefressen zurück.

Trotzdem fülle ich weiter meine Speisekammer. Mit Paraffinersatz und Essigersatz versuche ich vergebens, der Verrottung zu trotzen. In diesem sich ununterbrochen verändernden Dschungel hat es etwas Tröstendes, Konserven herzustellen, auch wenn sie diesen Namen natürlich nicht verdienen.

Auf jeden Fall habe ich die Speisekammer nicht Jean zuliebe eingerichtet. Er ist der Ansicht, dass Essen gerade noch gezappelt haben muss, damit es richtig gut schmeckt, und dass er ja nicht so ist wie Lunas, der Geier. Nicht einmal die Marmeladen und Kompotte scheint er zu mögen, obwohl ich große Anstrengungen unternommen habe, die besten Rezepte zu erarbeiten. Inzwischen muss ich leider einsehen, dass das Einzige in meiner Speisekammer, das ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen lässt, die vielbeinigen Lebewesen sind, die sie leer fressen.

Aber ich habe ja wirklich Zeit genug, Dinge nur für mich selbst zu machen. Mit einem Kind, das sich aus dem Dschungel gerettet hat, und einem Mann, der, wenn er jemals um Hilfe bat, es nur aus Höflichkeit tat, bin ich zur Beschäftigung mit mir selbst gezwungen. Zu überleben und mich zu verwöhnen sind zu meinen vornehmsten Aufgaben geworden.

Alles, was Jean mir als nicht giftig gezeigt hat, habe ich versucht, in meine Dienste zu nehmen. Ich habe gelernt, die Jongabeeren auszupressen, um Öl zu gewinnen, das ich sowohl zum Baden als auch in der Salatsoße verwenden kann. Wenn man es schnell herunterschluckt, kann man fast glauben, es wäre aus Oliven gewonnen. Ich habe gelernt, die Kanenafrucht zu rösten und zu mahlen, um daraus ein Getränk zu machen, das mit etwas gutem Willen mit heißer Schokolade verglichen werden kann. Der kleine Mutlabaum eignet sich gut zur Herstellung von Papier. Und schon gleich zu Anfang habe ich gelernt, aus der Rasapalme Sirup zu gewinnen. Ich sage es nur ungern, aber das war das Verdienst der Affen. Ich habe gesehen, wie sie am Stamm des Baumes leckten.

Ein paar Mal habe ich das verwendet, was Jean mir als giftig beschrieben hat. Ich habe Magenkrämpfe und schlimmen Juckreiz überstanden, doch ich habe auch erlebt, dass man glücklich davon wird, Tee aus den Blättern der Makusablume zu trinken.

Es erfüllt mich mit Zufriedenheit, den Dschungel nutzbar zu machen, nicht nur zu meiner Annehmlichkeit, sondern auch, weil alle diese Pflanzen, die sonst nur existieren, um sich zu vermehren und dann zu verrotten, auf diese Weise einen würdigen Umweg gehen dürfen. Ich wünsche mir nach wie vor, dass auch ich einen solchen Umweg gehen darf.

Aber es gibt Pflanzen im Dschungel, die sich weigern, mir Nutzen zu bringen. Wie lange ich sie auch koche und presse, sie geben doch keinen verwendbaren Tropfen von sich. Sie sind nicht giftig, sondern einfach nur ganz und gar in sich selbst verschlossen. Nicht einmal ihr Aussehen kann dem Menschen etwas bieten. Lustlos wachsen sie aus der Erde und werden nur so hoch, dass sie sich einen Schimmer Licht schnappen und von irgendeiner gedankenverlorenen Fliege befruchtet werden können.

Unser Bungalow ist immer in Ordnung, so dass ich jederzeit Besuch aus Baltimore empfangen könnte. Es wird keinem an etwas mangeln, außer an trockener Luft und kühlen Nächten. Jede Woche putze ich die Fenster und fülle die Betten mit neuen Daunen aus dem Nest der Vögel. Ich flechte neue Korbmöbel, wenn die alten durch die Feuchtigkeit ihre Form verloren haben. Ich staube die Regale ab, auf denen einmal Bücher standen, und wische die Uhr ab, die niemals mehr jemanden daran erinnern wird, dass es Zeit ist, sich zum Abendessen umzuziehen.

Am meisten vermisse ich die Stoffe. Ich träume von Samtgardinen, Spitzendecken und Seidenüberwürfen. Alles, was ich bei mir hatte, hat der Dschungel verschlungen, und er weigert sich, mir irgendetwas zurückzugeben. Hier gibt es keine Wolle und nicht einmal eine entfernte Verwandte der Baumwollpflanze. Jean hat mir verboten, Versuche mit Lianen anzustellen.

Ich bin dazu erzogen worden, mein Zuhause mit Stickereien auszustatten. Kreuzstich und Fischgrätmuster beherrschte ich, noch ehe ich Lesen, Schreiben und Französisch lernte. Ich saß im blauen Salon und bedeckte Stoffstückchen mit Fäden in unterschiedlichen Farben, während Nanny bei mir saß und alle meine Bewegungen überwachte. Nur eine winzige Schwielenbildung an meinen Händen war annehmbar, nämlich die, die sich auf dem Mittelfinger bildet, wenn man zu ungeduldig ist, um seinen Fingerhut zu holen.

Manchmal träume ich nachts immer noch von dem vollendeten Stich. Er darf natürlich nicht zu lang und nicht zu kurz sein, doch das Wichtigste ist die Spannung auf dem Stoff. Um den perfekten Stich hinzubekommen, bedarf es vieler Jahre Übung und eines gewissen Maßes an Gedankenverlorenheit. Ich erinnere mich, dass ich am besten nähte, wenn ich über Liebe fantasierte.

Und die Liebe hat mich hierher gebracht, wo nicht einmal ein vollendeter Stich eine Chance gegen die Feuchtigkeit hat. Mit meinen Sticknadeln aus Paris habe ich den Schmutz aus den Dielenbrettern gekratzt, bis der Rost sie zu Pulver zermahlte. Hier im Dschungel war ich gezwungen, alles aufzugeben, wozu ich erzogen wurde, und stattdessen

meine eigene Köchin und meine eigene Putzfrau zu werden.

Der Schmutz. Zu Beginn meines Lebens wusste ich nicht viel mehr von ihm, als dass er etwas war, worüber man die Nase rümpfte. Ich wusste nicht, dass er unterschiedliche Eigenschaften haben, sich selbst, ohne Hilfe von außen, vermehren kann.

Im Dschungel ist der Schmutz lebendig, wie alles andere auch. Er frisst auf, worauf er liegt, und gibt dabei ein dumpf zischelndes Geräusch von sich. Ich kann ihn nicht besiegen, sondern nur dafür sorgen, dass er langsamer vorankommt. Im Dschungel kann man so etwas wie glänzende Sauberkeit nicht erringen.

Früher hatte ich immer gedacht, Wasser sei der Feind des Schmutzes, doch im Dschungel sind sie die besten Freunde. Das Einzige, was irgendetwas bewirkt, ist Essigersatz und ein starker Arm. Da ich den Essig zum Einlegen brauche, bleibt mir nur meine Muskelkraft. Jean hat nie gelernt, was das Wort Putzen bedeutet.

Heute bleibt er wieder verschwunden. Ich habe fast schon vergessen, wie er aussieht. Trotzdem bin ich überzeugt davon, dass er nicht weit weg ist und mich in regelmäßigen Abständen aus der Entfernung beobachtet. Seine Sicht wird nicht in derselben Weise von den Blättern eingeschränkt wie meine. Er kann mich sehen, ohne dass ich ihn sehe. Sieht er denn nicht, dass ich einsam bin? So viel Leben ist um mich herum und doch gibt es nichts, das mir Gesellschaft leisten könnte. Ich weiß inzwischen, dass aus dem Besuch aus Baltimore niemals etwas wird. Es wird niemand mein Haus bewundern und keiner wird mich daran erinnern, dass die Zivilisation mehr ist als nur eine Fantasie. Aber was habe ich denn schon erwartet, wo ich doch nicht einmal eine Anschrift habe?

Aber vielleicht wären sie ja auch nur entsetzt gewesen. Manchmal fürchte ich, ich sehe meinen Bungalow mit allzu sanften Augen, dass ich mir mehr meiner Bemühungen um ihn bewusst bin als deren Ergebnis. Manchmal, wenn ich von einer Jagd zurückkehre, sehe ich nur eine elende Holzhütte, die in schlechterem Zustand ist als das Gartenhäuschen zu Hause in Baltimore.

Vielleicht wären sie auch über mich erschrocken gewesen. Obwohl der Fluss mein einziger Spiegel ist, weiß ich, wie wenig von der schönsten Frau Baltimores noch übrig ist. Ich habe meine Schönheit im Dschungel verschwendet. Sie ist verschwunden, ohne Bewunderung. Die Augen, die sich hier auf mich gerichtet haben, haben nur ein Mittagessen gesehen, nicht schön geschwungene Augenbrauen und einen vollendeten Mund. Wenn sie meine schlanke Taille gesehen haben, dann waren sie bekümmert und nicht verzaubert. Ich weiß nicht einmal, ob Jean meine Schönheit voll und ganz zu schätzen wusste. Immerhin hatte er noch keine Frau seiner eigenen Art gesehen, ehe er mich erblickte.

Auch mein Inneres verliert sich. Ich erinnere mich, dass es einmal meine Stärke war, lustige Geschichten zu erzählen, aber hier im Dschungel gibt es so etwas wie einen guten Witz nicht. Ich erinnere mich daran, dass ich ein gutes Gefühl dafür hatte, wenn jemand von einem Geheimnis geplagt wurde, das er gern erzählen wollte, aber es nicht wagte. Hier gibt es keine Geheimnisse, keine Hemmungen. Außer bei Jean natürlich. Er hat keine

Angst, etwas zu erzählen, aber er will es nicht.

Im Dschungel habe ich kein Talent. Das Einzige, das mich von den anderen unterscheidet, ist, dass ich Mensch bin. Und nicht einmal das interessiert irgendjemanden.

Als ich klein war, habe ich die Einsamkeit sehr geschätzt. Wann immer ich konnte, verschwand ich und blieb mehrere Stunden fort. Wenn Nanny mich dann fand, pflegte sie mich in den Schrank einzusperren, bis sie irgendwann begriff, dass mir diese Strafe gefiel. Da ahnte ich noch nicht, dass ich mich eines Tages nach den Menschen zurücksehnen würde, dass der Gedanke an Nannys bösen Blick mich mit Wärme erfüllen würde.

Ich weiß noch, wie mir das grimmige Gesicht der Einsamkeit bewusst wurde. Es war, als Jean mich zum allerersten Mal im Dschungel allein ließ. Natürlich würde das früher oder später einmal passieren. Ich begriff, dass es unzählige Goldschätze gab, die Jean durch die Lappen gingen, während er frisch verliebt war und sich nicht darum scherte, was der Dschungeltelegraf sagte. Irgendwann würde er sich sagen, dass ich mich nun eine Weile lang allein zurechtfinden würde. Er war noch nie pessimistisch veranlagt gewesen. Das ist wahrscheinlich ganz normal, wenn man einmal von einem Affen adoptiert wurde.

Und er hatte Recht. Ich überlebte, während er den Schatz aufspürte und nach Hause transportierte. Es ist mir entfallen, welche Form er hatte, aber ich kann mich immer noch an das Gefühl erinnern, wie es war, im Dschungel allein zu erwachen. Ich schaute mich in dem neu gebauten Haus um und erschrak bei dem Gedanken, dass nichts dort zuverlässig an Jeans Gegenwart erinnerte. Es wurde mir klar, dass er ein Mensch war, der keine Spuren hinterließ, so dass derjenige, den er verlässt, sich viel einsamer fühlen muss, als er sonst gewesen wäre. Ich kramte das wenige aus dem Koffer, den ich ihm geschenkt hatte, heraus. Sogar den Schädel seiner Adoptivmutter holte ich hervor, bis ich plötzlich begriff, dass ich wahrscheinlich zu weit gegangen war. Ich wollte dann doch nicht mit Hilfe ihrer verblichenen Gebeine an Jean erinnert werden.

Als ich hinausging, hingen die Lianen ungewöhnlich still, als ob sich niemals jemand in ihnen aufgeschwungen hätte. Und das Herz, das wir gemeinsam in die Rinde des Masebaumes am Fluss geritzt hatten, war von Moos überwuchert. Mir wurde klar, Einsamkeit bedeutete nicht Ausruhen, eine Unterbrechung, die zum Nachdenken einlädt, sondern einfach nur Eingesperrtsein. Es war, als würde meine Haut dicker werden, und niemand anders auf der Welt als ich selbst könnte entscheiden, was wahr und was falsch sei.

Fünf Sonnenaufgänge musste ich allein erleben, ehe die Lianen sich wieder bewegten. Jean war sich nicht bewusst, dass er mich aus einem Gefängnis befreite, als er mich plötzlich von hinten ergriff und in die Luft warf. Und ich wusste nicht, dass ich in der Zukunft eine ganz erfahrene Gefangene werden würde.

Inzwischen weiß ich alles über den Zusammenhang zwischen Einsamkeit und Eingesperrtsein. Ich weiß, dass diese beiden Dinge bis zum Ende hin unauflöslich miteinander verbunden sind. Leichen liegen immer allein in ihren Särgen.

Wenn ich überhaupt einen Sarg bekomme, wenn ich sterbe. Man kann nie sicher sein, ob Jean etwas davon versteht, wenn man über solche Dinge redet. Er sieht einfach nur